Das Wettrennen der Fichtenstämme

RR

Jochen Frickel

Das Wettrennen der Fichtenstämme

Historischer Kriminalroman

Roland Reischl Verlag

Sie handeln mit ihrem Wald. Sie fällen und behauen ihre Tannen, flößen sie den Rhein hinab, bis weit hinein nach Holland. Diese Menschen sind ein raues, wanderndes Leben gewöhnt. Ihre Freude ist, auf ihrem Holz die Ströme hinabzufahren, ihr Leid, am Ufer wieder heraufzuwandeln.

Wilhelm Hauff, Das kalte Herz

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek. Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über www.dnb.de abrufbar.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Alle Hauptfiguren und Handlungen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen sind rein zufällig.

Bildnachweis: Umschlagvorderseite: Hilke Hallen, 63694 Limeshain [inspiriert vom Denkmal „Der Flößer“ in Mainz-Kastel]; Rückseite: Deutsches Schifffahrtsmuseum Bremerhaven [Rheinfloß, geschleppt von einem Dampfer, auf einer Werbepostkarte eines Mainzer Holzhändlers]. Innenteil: siehe S. 335.

Satz, Layout & Covergestaltung: Roland Reischl

© 2022 Jochen Frickel, 65474 Bischofsheim; tcb@frickel-net.de, www.frickel-net.de

Überarbeitete Neuausgabe 2022 (Erstausgabe Selbstverlag). Alle Nutzungsrechte dieser Ausgabe: Roland Reischl Verlag, Herthastr. 56, 50969 Köln, www.rr-verlag.de

Herstellung: BoD – Books on Demand, Norderstedt

ISBN: 978-3-943580-43-3

Inhalt

Prolog 7
Kapitel 1: Holz für Holland 11
Kapitel 2: Eine ungewöhnliche Wette. 20
Kapitel 3: Winter im Frankenwald 43
Kapitel 4: Auf der Rodach 61
Kapitel 5: Links und rechts des Rheins 74
Kapitel 6: Auf Neckar und Main 87
Kapitel 7: Böses Erwachen 104
Kapitel 8: Ermittlungen. 122
Kapitel 9: Endspurt 146
Kapitel 10: Die Entscheidung. 162
Kapitel 11: Gewinner und Verlierer 181
Kapitel 12: Schuld und Erlösung 215
Kapitel 13: Aufbruch zu neuen Ufern 244
Kapitel 14. Im höchsten Maße verdächtig 268
Kapitel 15: Spurlos verschwunden 285
Kapitel 16: Requiescat in pace. 301
Kapitel 17: Abschied 315
Abbildungsverzeichnis und Bildnachweis. 335
Literaturangaben 336
Dank und Anerkennung 337
Über den Autor 340

Prolog

Im Morgennebel des Vorfrühlingstages bewegte sich ein fauchendes, rasselndes Ungetüm aus Stahl langsam flussaufwärts. Wie ein riesiges Krokodil lag es auf dem Wasser, fünfzig Meter lang, flach, mit einem kleinen Buckel in der Mitte und zwei hohen Kaminen, aus denen dicke schwarze Rauchwolken hervorquollen. Voraus stieg wie eine eiserne Schlange eine schwere Kette aus dem Flussbett empor, rollte über das Verdeck, verkroch sich – und plötzlich war sie zurück, um ganz hinten wieder im nassen Element zu verschwinden.

Vor einer Stunde, noch vor Sonnenaufgang, hatte das Kettenschleppschiff[1] *Mainkette No. 2* im Hanauer Hafen abgelegt, mit sechs schwer beladenen Lastkähnen im Schlepptau. Kapitän Günther Baumgartner lugte vom Führerstand aus angestrengt nach vorne zum Ausleger am Bug mit den beiden Führungsrollen, welche die neun Zentimeter breite Eisenkette aufnahmen. In dieser Jahreszeit, nach der Schneeschmelze im Obermaingebiet, musste man mit allerlei Treibgut auf dem Fluss rechnen: Schilf, Äste, mitunter sogar ganze Bäume, deren Wurzeln vom Hochwasser freigespült worden waren. Kleinere Zweige, die an der auftauchenden Kette hängen blieben, wurden beim Durchlaufen mühelos gebrochen – große, massive Äste jedoch konnten sich in den Rollen oder in der Trommelwinde verklemmen und erhebliche Störungen verursachen. Zur Sicherheit hatte er einen seiner Matrosen am Ketteneinlauf platziert, der genau aufpassen musste.

Das Schiff näherte sich jetzt einer Flussbiegung, und Kapitän Baumgartner gab das übliche Warnsignal über das Nebelhorn

[1] Kettenschifffahrt gab es auf dem Main von 1886 bis 1936. Siehe S. 336 [1].

ab – einen lang gezogenen, weithin hörbaren Heulton. „Die *Maakuh* kommt“, sagten die Leute in den Dörfern und Städten längs des Flusses, denn das dumpf dröhnende Signal hörte sich an wie das ferne Muhen einer Kuh, und das laute Rasseln der Kette erinnerte an die Geräusche in einem unruhigen Kuhstall.

Plötzlich begann der Mann am Bug wild zu gestikulieren, und nun sah auch Baumgartner das seltsame Gebilde, das die Kette aus dem Main gezogen hatte. Was es war, konnte er nicht genau erkennen. Es sah nicht aus wie der Ast eines Baumes, eher wie ein großer schlaffer Sack, der in der Mitte aufgehängt war. Mechanisch griff er zum Steuerhebel, stoppte die Trommelwinde und hakte die Arretierung ein. Der schwere Schleppverbund kam zum Stehen, wenige Zentimeter bevor das fremde Objekt die Führungsrollen erreicht hatte.

Der Kapitän ging nach vorne und blickte in das erschrockene Antlitz seines Matrosen, der am ganzen Leib zitterte. Im nächsten Moment wusste er, warum.

Über der Kette hing der triefende Leichnam eines Mannes, mit bläulich aufgedunsenem Gesicht und leeren, trüben Augen. Am Hals klaffte eine tiefe Wunde, aus der das rohe, vom Wasser ausgewaschene Fleisch hervorquoll.

Die entsetzten Matrosen hoben den leblosen Körper von der Kette herunter und legten ihn aufs Deck. Erschüttert beugte sich Baumgartner zu ihm hinunter. Der Mann musste auf jeden Fall schon einige Stunden im Wasser gelegen haben. Der Kapitän untersuchte die Taschen der durchnässten Kleidung, fand aber nichts, was einen Hinweis zur Identität des Toten gegeben hätte.

Er sah sich um. Am linken Ufer erkannte er eine große weiße Tafel mit der Zahl 63,5. Rechts von ihm zeichneten sich in der Ferne schemenhaft die Umrisse einiger Häuser im Nebelgrau ab; das musste der Ort Klein-Krotzenburg sein. Weit und breit war keine Menschenseele zu sehen.

Baumgartner fluchte leise vor sich hin. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als den Toten bis zur nächsten Anlegestelle in Seligenstadt mitzunehmen. Dort gab es auch eine Gendarmeriewache, wo er den Vorfall melden und die Leiche übergeben konnte. Auf jeden Fall würde er heute Morgen wertvolle Zeit verlieren. Sein Arbeitgeber, die Mainkette AG, sah es überhaupt nicht gerne, wenn die Frachtkähne mit Verspätung ihr Ziel erreichten.

Im Führerstand holte er das Logbuch hervor und schrieb:

Freitag, 11. März 1904, 7 Uhr.
Männliche Person bei km 63,5 aus dem Main geborgen, etwa 50 Jahre alt, mit schwerer Verletzung am Hals. Die Leiche wird der Gendarmerie in Seligenstadt übergeben.

Noch einmal betätigte er die Dampfpfeife, dann löste er die Arretierung und setzte die Trommelwinde wieder in Gang. Langsam, rasselnd und fauchend, hangelte sich das Schiff mit seiner grausigen Fracht weiter an der Kette entlang mainaufwärts.

Vier Monate zuvor ...

Kapitel 1: Holz für Holland

Holland braucht Holz – viel Holz! Denn Hollands Wirtschaft blüht und gedeiht; die Städte blähen sich auf und wuchern längs der Kanäle und Flüsse immer tiefer hinein ins flache Hinterland. Überall wird gebaut – neue Wohnviertel wachsen aus dem Nichts, gewaltige Hafenanlagen entstehen, Lagerhallen, Fabriken, Deichbefestigungen. Doch die nassen Marschen, mühsam genug dem Meer abgetrotzt, bilden einen trügerischen Untergrund. Wer hier bauen will, braucht ein solides Fundament, am besten aus massiven Baumpfählen, die dicht an dicht tief in den sumpfigen Boden gerammt werden.

Seit Jahrhunderten macht man das so. Fleißige Bauern und Handwerker, rührige Kaufleute und Erfinder, vor allem aber kühne Seefahrer und Walfänger haben die Niederlande zu beachtlichem Wohlstand gebracht. Es ist ein reiches Land, aber es fehlt an Holz. Die krummen Kiefernwäldchen zwischen den Dünen, vom Westwind zerzaust, sind nicht in der Lage, das notwendige Material zu liefern.

Drüben, beim großen Nachbarn im Südosten, gibt es noch genug Holz. In den Mittelgebirgen längs des Rheins und seiner Nebenflüsse wachsen die kerzengeraden hohen Tannen und Fichten, die Holland braucht. Und so werden weiterhin im Schwarzwald und in den Vogesen, im Fichtelgebirge und im Frankenwald, in der Rhön und im Spessart riesige Mengen Holz eingeschlagen, werden unzählige Stämme entastet, geschält und zu den Gebirgsbächen gebracht. Und genau wie aus wilden Sturzbächen allmählich kleine gewundene Wasserläufe werden, die in den Tälern ruhiger dahinfließen und sich nach und nach zu breiteren Flüssen vereinen, zur Enz und zur Na-

gold, zum Weißmain und zur Rodach, so wächst auch deren hölzerne Fracht – beginnend mit einzelnen Stämmen, die in der Trift[2] zu Tal schießen, über zusammengebundene kleinere Gestöre[3], die noch von einem einzelnen Mann gesteuert werden können, bis hin zu beachtlichen Flößen aus Hunderten von Stämmen. Am Ende aber sammelt der mächtige Vater Rhein das Wasser und das Holz aller seiner Kinder ein, das ihm über Kinzig und Murg, über Neckar und Main zuströmt, und leitet es gemächlich weiter bis zur Nordsee.

Vorbei sind allerdings die Zeiten, als noch die riesigen Holländerflöße rheinabwärts unterwegs waren – schwimmende Inseln, mehr als 300 Meter lang und 60 Meter breit, mit einer Besatzung von über 500 Mann und mit einem regelrechten Dorf bebaut: Schlafhütten für die Mannschaft, Proviantmagazin und Küchengebäude, ein Viehstall für Ochsen, Ziegen und Federvieh und natürlich auch ein Schlachthaus. Als das Dampfschiff kam und der Verkehr auf dem Strom immer mehr zunahm, waren solche Ungetüme nicht mehr zeitgemäß. Seit fast fünfzig Jahren gelten daher strenge Regeln für die Flößerei auf dem Rhein, die sich der Schifffahrt unterordnen muss. Die Maximallänge eines Rheinfloßes ist inzwischen auf 220 Meter, die maximale Breite auf 56 Meter beschränkt.

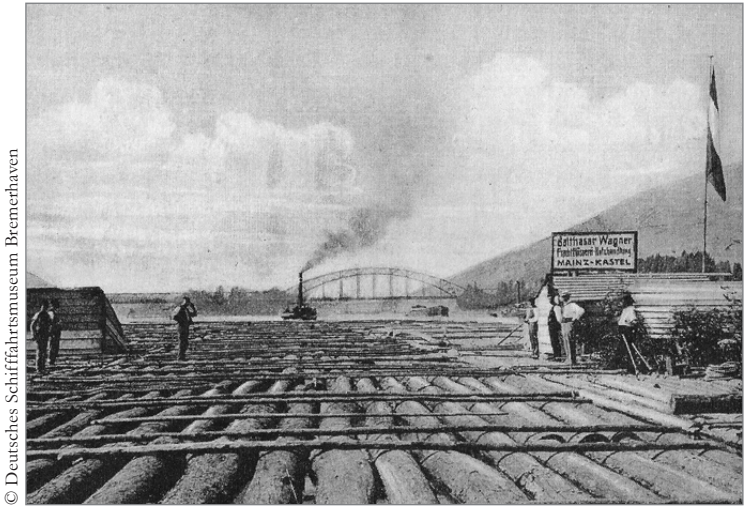
Das Dampfschiff brachte allerdings noch andere Umbrüche in den Ablauf des Holztransports: Für die schwierige und gefährliche Durchfahrt durch das enge Mittelrheintal war es einfacher, sicherer und schneller, das Floß von einem Dampfer ziehen zu lassen. Letztendlich war das sogar billiger, denn die Besatzung konnte damit auf dieser Strecke deutlich reduziert werden.

Seitdem endet die eigenständige Talfahrt der Flößer aus Franken, Baden und Württemberg fast immer auf der Höhe von Mainz. Die Floßherren verkaufen dort ihre Fracht an die

[2] Frei schwimmendes, ungebündeltes Holz.
[3] Aus mehreren Stämmen eingebundenes Floßteil.

ortsansässigen Holzhändler, die sich dann um den Weitertransport ins Ruhrgebiet oder nach Holland kümmern. In einem der großen Floßhäfen auf der rechten Rheinseite, in Kostheim, Kastel oder Schierstein, werden die Stämme neu eingebunden und an die Kette eines Raddampfers gehängt. So erreichen sie ihr Ziel in der Regel innerhalb von drei Tagen anstelle einer mehrwöchigen Reise wie in früheren Zeiten. Die Mehrzahl der Flößer kehrt unterdessen in ihre Heimat zurück, was nun gleichfalls nicht mehr wie einst eine wochenlange Wanderschaft bedeutet, sondern dank der Eisenbahn in ein bis zwei Tagen zu bewerkstelligen ist.

Vieles hat sich im Leben der Flößer durch die moderne Technik verändert. Geblieben ist ihnen die harte und gefährliche Arbeit bei Wind und Wetter, der ständige Einsatz von Kraft, Geschicklichkeit und Ausdauer im Kampf mit den Naturgewalten, aber auch das stolze Gefühl von Freiheit und Unbesiegbarkeit. Geblieben sind auch die Legenden und Mythen, die sich seit jeher um dieses Gewerbe ranken und bei den Außenstehenden



© Deutsches Schifffahrtsmuseum Bremerhaven

widersprüchliche Empfindungen auslösen: Furcht und Abwehr auf der einen Seite, romantische Verklärung auf der anderen Seite, oft aber einfach nur Geringschätzung und reichlich Vorurteile.

Um Hollands Heißhunger auf Holz zu stillen, war Balthasar Nauth, Inhaber einer Holzgroßhandlung und Frachtflößerei, wieder einmal von Mainz nach Dordrecht gereist. Nun saß er im altehrwürdigen Kontor seines langjährigen Geschäftspartners Adriaen Jongeneel, das mit seinen holzvertäfelten Wänden und dem kunstvoll gedrechselten Mobiliar eine gediegene Behaglichkeit ausströmte. Neben ihm hatte noch ein weiterer Besucher Platz genommen, der ihm als der Börsenmakler Jan van Gelderen vorgestellt wurde. Beide hatten die ihnen angebotenen dicken Sumatra-Zigarren mit Dank angenommen, während der Hausherr am Tisch gegenüber an einer langen Gesteckpfeife sog – kunstvoll gefertigt aus Palisanderholz und Porzellan, ähnlich wie die des Firmengründers, der von einem lebensgroßen Ölporträt an der Wand ernst auf sie herunterschaute. Huybertus Jongeneel hatte bereits 1797 in Utrecht mit dem Holzhandel begonnen.

„Wann, sagten Sie, kommt das nächste Floß aus Mainz?“, wollte der jetzige Inhaber von Jongeneel & Zoon wissen.

„Nächste Woche, Mittwoch oder Donnerstag. Allerdings ist es das letzte für dieses Jahr. Von Mitte November bis Ende Februar ruht der Floßbetrieb auf Neckar, Main und Rhein, wie Ihnen bekannt ist.“

Der Händler nickte. „Es war ein gutes Jahr für uns beide. Und das nächste verspricht noch besser zu werden.“ Er stand auf, trat ans Fenster und blickte hinunter aufs Wasser vor dem Groothoofds-Tor, wo ein geschäftiges Treiben im Gange war. Drei Flüsse vereinigten sich hier: Alte Maas, Merwede und Noord. Es war die Stelle, an der die schwimmenden Wälder aus Deutschland wieder in kleinere Einheiten zerlegt wurden, um über ein Gewirr von Flussläufen, Kanälen und Grachten

den letzten Teil ihrer Reise bis zum endgültigen Bestimmungsort anzutreten.

„Im Winter ruht auch die Arbeit hier auf den Baustellen. Aber im zeitigen Frühjahr geht es wieder richtig los. Rotterdam, Delft, Leiden – überall entstehen neue Siedlungen am Stadtrand. Die reichen Kaufleute wollen raus aus der Enge der alten Städte und planen ihre schicken Villen im Grünen.“

Adriaen Jongeneel kam an den Tisch zurück. Er bewegte sich aufrecht und stolz, im vollen Bewusstsein der langen Tradition seines Hauses, und dennoch mit einem heiteren, beinahe schelmenhaften Gesichtsausdruck, den er selbst bei schwierigen Verhandlungen stets beibehielt.

„Ich habe jetzt schon Bestellungen für nächstes Jahr“, fuhr er fort. „Aber meine Lager sind leergefegt. Ich brauche spätestens in der Woche vor Ostern 3.000 Festmeter in der üblichen Qualität.“

Balthasar Nauth zog seinen kleinen ledergebundenen Taschenkalender hervor und blätterte auf den hinteren Seiten. „Das wird eng“, stellte er fest. „Ostersonntag fällt nächstes Jahr auf den 3. April – wenn ich Sie recht verstehe, möchten Sie die Ware dann bis spätestens Samstag, den 26. März hier in Dordrecht haben. Nun, mir geht es wie Ihnen – meine Lager sind fast leer. Ich muss also kräftig dazukaufen. Aber die Flößerei kommt erst nach dem 1. März wieder so richtig in Gang, und ob dann innerhalb von drei Wochen genügend Holz in Mainz angelandet wird ...“

„Ach, kommen Sie, Sie haben doch die besten Beziehungen zu den Floßherren im Schwarzwald und in Franken“, zwinkerte Jongeneel. „Die sollen sich mal ein bisschen sputen. Ich wette, dass Sie das hinkriegen!“

Der Mainzer zog sein Taschentuch hervor und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Nicht, dass ihn das Gespräch sonderlich aufgeregt hätte – als routinierter Geschäftsmann war er einiges gewohnt. Aber es war recht warm im Kontor, und im Übrigen war das eine ganz normale Reaktion seines Kör-

pers, mehr seinem Übergewicht und dem erhöhten Blutdruck geschuldet.

Rund 600 Festmeter Holländerstämme[4] hatte er noch auf Lager, weitere 600 konnte er vermutlich zu Winterpreisen vor Ort bekommen. Den größeren Teil für einen solchen Auftrag mussten jedoch die Flößer im März rechtzeitig nach Mainz bringen. Für die aus dem Frankenwald war das praktisch unmöglich – der Winter dauerte dort lang, und der Weg über den Main war weit. Einfacher war es für die Floßherren aus dem Schwarzwald, falls sie im Februar schon genügend Holz an den Oberrhein bringen konnten.

„Ich werde es versuchen", sagte Nauth. „Aber ich kann nichts versprechen. Was ist, wenn ich nicht liefern kann?"

„Nun, ich muss mich natürlich absichern", erwiderte Adriaen Jongeneel. „Deshalb werden wir das Ganze als Termingeschäft über die Amsterdamer Börse abwickeln." Auf den fragenden Blick seines deutschen Geschäftspartners hin wandte er sich an den Makler: „Jan, erklären Sie ihm, wie das funktioniert."

Der junge Mann, der sich bisher nicht an dem Gespräch beteiligt hatte, räusperte sich. Jan van Gelderen war eine gepflegte Erscheinung mit einem leicht arroganten Gesichtsausdruck. Er trug ein schmales Oberlippenbärtchen und war äußerst korrekt nach der neuesten Mode gekleidet.

„Also – Mijnheer Jongeneel wird in den nächsten Tagen einen Kontrakt mit der Amsterdamer Rohstoffbörse abschließen", erläuterte er. „Einen Kontrakt über den Ankauf der entsprechenden Menge Holz zum 25. März 1904. Ein solcher Kontrakt für ein Geschäft, das erst in der Zukunft abgewickelt wird, hat derzeit einen Börsenwert von 11 Gulden 80 Cent pro Festmeter Holz, liegt damit also um fast acht Prozent über dem heutigen Kassakurs für die gleiche Ware. Darin spiegelt sich die Erwartung des Marktes, dass die Preise im nächsten Jahr weiter

[4] Nach damaliger Handelsnorm gerade gewachsene Stämme von Fichte oder Tanne, mindestens 18 Meter lang und in der Mitte 30 Zentimeter dick.

ansteigen werden – eine Erwartung, die nach allem, was wir wissen, durchaus gerechtfertigt ist. Ich persönlich rechne damit, dass der Holzpreis im März zehn bis fünfzehn Prozent über dem heutigen Niveau liegt. Viele Spekulanten, die mit dem Holzhandel überhaupt nichts zu tun haben, schließen jetzt ähnliche Kontrakte ab, in der Hoffnung, sie im Frühjahr gewinnbringend verkaufen zu können."

Das war einleuchtend. Nauth wusste, dass die Preise für Bauholz im ersten Quartal, wenn die Nachfrage stieg und die Vorräte knapp waren, regelmäßig in die Höhe schossen. Das waren die Gesetze des Marktes. Jongeneel konnte jetzt noch relativ günstig an der Börse einsteigen und musste sich dann um künftige Preiserhöhungen keine Sorgen machen.

„Sie kaufen also nicht bei mir, Mijnheer Jongeneel, sondern an der Rohstoffbörse. Und trotzdem soll ich liefern?"

„Richtig", antwortete van Gelderen an Stelle des Gefragten. „Meine Aufgabe als Makler ist es, nach dem Fälligkeitstermin Käufer und Verkäufer zusammenzubringen. Wenn Sie rechtzeitig liefern können, ist das kein Problem. Sie sind Mijnheer Jongeneels bevorzugter Lieferant; er übernimmt die Ware und Sie bekommen von der Börse innerhalb von 30 Tagen Ihr Geld entsprechend dem aktuellen Kassakurs am Fälligkeitstag – natürlich abzüglich meiner Courtage und sonstiger Gebühren."

„Und wenn ich es nicht rechtzeitig schaffe?"

„Dann tragen Sie zunächst mal kein weiteres Risiko – abgesehen davon, dass Ihnen das Geschäft entgeht. Für mich wird es dann allerdings schwieriger, weil ich versuchen muss, die Ware anderweitig zu besorgen. Das kann dauern – wahrscheinlich muss ich mit verschiedenen Anbietern an unterschiedlichen Standorten verhandeln; für den Käufer kommen zusätzliche Transportkosten und Wartezeiten hinzu ..."

„... eine Situation, die ich unbedingt vermeiden möchte", warf Jongeneel dazwischen. „Es geht um meinen guten Ruf als Geschäftsmann. Wenn meine Kunden warten müssen oder die Qualität nicht stimmt, springen sie ab. Deshalb mache ich

Ihnen ein zusätzliches Angebot, um die Sache für Sie noch attraktiver zu machen: Ich übernehme die Gebühren und die Maklercourtage. Außerdem zahle ich Ihnen, wenn die Ware pünktlich ankommt, eine zusätzliche Prämie in Höhe von fünf Prozent auf den Börsenpreis per Lieferdatum."

Das klingt in der Tat verlockend, dachte Balthasar Nauth. Ich muss das irgendwie hinbekommen. Auch für mich geht es um meinen guten Ruf als zuverlässiger Geschäftspartner. Notfalls kann ich ja, wenn auch zu höheren Transportkosten, das Langholz im Bayerischen Wald kaufen und mit der Eisenbahn nach Kastel bringen lassen.

„Ich versuche mein Möglichstes", versicherte er.

„Aber kommen Sie nicht auf die Idee, für den Transport einen Güterzug zu bestellen", warnte Adriaen Jongeneel, als hätte er die Gedanken seines Gegenübers erraten. „Nur wenn die Stämme lange genug im Wasser waren, werden die Salze ausgewaschen und alle Schädlinge abgetötet. Die paar Tage von Mainz bis zu uns reichen da bei Weitem nicht. Die Architekten und Bauherren hier schwören nach wie vor auf das Flößerholz – nicht zuletzt, weil es sich bei der Trocknung kaum verwirft."

„Aber Mijnheer Jongeneel, wo denken Sie hin?", rief Nauth schnell. „Ich würde doch niemals versuchen, Sie zu täuschen. Wir kennen uns doch schon so lange ..."

„Eben drum, mein lieber Nauth", schmunzelte der Holländer. „Eben drum."

Der Mainzer Holzhändler lächelte etwas säuerlich und wandte sich noch einmal dem Makler zu. „Mijnheer Jongeneel belieben zu scherzen", bemerkte er. „Was ich Sie noch fragen wollte: Sie sagten, dass viele Spekulanten solche Terminkontrakte abschließen, um vom zu erwartenden Kursanstieg zu profitieren?"

„Genau! Im Grunde ist es eine Wette auf steigende Holzpreise – in diesem Fall eine Wette mit recht guten Gewinnchancen."

Balthasar Nauths Herz schlug schneller. Wetten waren seine heimliche Leidenschaft, der er regelmäßig auf der Galopprennbahn in Frankfurt-Niederrad frönte. Warum nicht auch einmal an der Börse?

„Und könnte man – ich meine, könnte auch ich einen solchen Kontrakt abschließen?"

„Selbstverständlich! Sie sollten es sogar tun, um das Geschäft, von dem wir reden, auch Ihrerseits abzusichern. Wenn Sie die flüssigen Mittel zur Verfügung haben, sollten Sie jetzt einen Kontrakt über die gleiche Menge Holz mit dem gleichen Fälligkeitsdatum vereinbaren. Sie können das Papier jederzeit wieder an der Börse verkaufen – bis zum Tag der Fälligkeit. Verkaufen Sie kurz vorher, und Sie können mit dem Erlös die Lieferung Ihrer Floßherren bezahlen. Wenn alles gut geht, verdienen Sie doppelt: An der Wertsteigerung des Kontrakts und am Verkauf der Ware an der Börse. Hinzu kommt die großzügige Prämie, die Ihnen Mijnheer Jongeneel in Aussicht gestellt hat. Geht etwas schief, bleibt Ihnen immer noch der Erlös aus dem Verkauf des Kontrakts."

„Hören Sie ruhig auf ihn, Herr Nauth", meinte Adriaen Jongeneel. „Der Junge hat wirklich Ahnung vom Geschäft. Ich bin mit seinen Tipps bisher immer ganz gut gefahren."

Jan van Gelderen beugte sich zu seinem Nachbarn hinüber, schob ihm seine Geschäftskarte zu und sprach in vertraulichem Ton: „Wenn Sie interessiert sind – kommen Sie doch morgen früh um zehn Uhr in mein Büro am Varkenmarkt; dann können wir alles regeln. Für Sie ist das auf jeden Fall einfacher und billiger, als wenn Sie den Terminkontrakt über eine deutsche Bank abwickeln würden."

Balthasar Nauth steckte die Karte ein. „Vielen Dank, Mijnheer van Gelderen. Ich werde pünktlich sein."

Kapitel 2: Eine ungewöhnliche Wette

Im Gasthaus *Zum Engel* in Kostheim nahe Mainz, direkt an der neuen Mainbrücke gelegen, ging es hoch her – wie immer, wenn Flößer da waren. Mit hochgekrempelten Ärmeln stand der Wirt hinterm Tresen und zapfte ein Bier nach dem anderen, um seine durstigen Gäste zu versorgen.

Gleich drei Holzfrachten waren heute an der Maaraue angelandet: Ein großes Rheinfloß aus dem Schwarzwald und zwei kleinere, die über den Main aus dem Frankenwald gekommen waren. Im Stimmengewirr, das die Gaststube erfüllte, mischten sich schwäbisch-alemannische Laute mit der derben Mundart der Oberfranken und dem breiigen Hessisch der Einheimischen. Die Männer waren in bester Stimmung: Die letzte große Fahrt in diesem Jahr war zu Ende, sie hatten ihren Lohn ausbezahlt bekommen, und morgen würden die meisten von ihnen nach Hause zu ihren Familien zurückkehren.

Anna Weckbacher[5], die resolute, etwas füllige Wirtsgattin, schleppte die Bierkrüge durch die engen Stuhlreihen und musste sich dabei den einen oder anderen frechen Kniff in ihren ausladenden Hintern gefallen lassen. Das war ihr jedes Mal ziemlich zuwider, aber allzu empfindlich durfte sie sich nicht zeigen – es war nicht gut fürs Geschäft. Nur wenn einer der Kerle gar zu aufdringlich wurde, gab's etwas auf die Finger, und erst neulich hatte sie schon mal einem Gast ein volles Bierglas mitten ins Gesicht geschüttet – zum allgemeinen Gelächter

[5] Das Gasthaus Zum Engel in Kostheim ist heute noch im Besitz der Familie Weckbacher. Die Figuren der hier beschriebenen Wirtsleute sind natürlich frei erfunden.

der Umstehenden, aber letztlich ohne abschreckende Wirkung. Denn der Rüpel fühlte sich durch diese temperamentvolle Reaktion erst so richtig angestachelt. „Du bist ja ein richtiges Satansweib", grinste er anerkennend und langte gleich noch einmal hin.

Auf dem schmalen Podest neben der Theke hatte sich ein rundes Dutzend Männer um einen stattlichen blonden Floßherren aus dem Kinzigtal geschart, der seinem ebenso neugierig wie amüsiert lauschenden Publikum freimütig von seinen amourösen Abenteuern bei diversen Floßfahrten berichtete. Alle hier kannten ihn natürlich; ihn, den größten Waldbesitzer und Holzlieferanten im ganzen Schwarzwald, obwohl wahrscheinlich die wenigsten seinen richtigen Namen wussten: Horst Michael Faller aus Wolfach. Alle Welt nannte ihn nur, wie schon seinen Vater und Großvater, den „Holzmichel", und die Leute raunten sich zu, dass er im Grunde drei Vermögen sein Eigen nennen konnte: eines auf der Bank, das zweite im Wald, und das dritte schwamm in Form von Flößen auf dem Rhein.

Gerhard Wich, ein junger Floßherr aus dem Frankenwald, stand etwas abseits und rollte die Augen. Er konnte diesen Angeber, der stets im Mittelpunkt stehen wollte, nicht ausstehen. Am meisten ärgerte ihn, dass zwei Männer aus seinem eigenen Dorf unter den Zuhörern waren und offensichtlich Gefallen an den wüsten Geschichten des Schwarzwälders fanden.

Der Holzmichel war inzwischen bei seinen Erfahrungen im Amsterdamer Rotlichtviertel angekommen. „Ob ihr's glaubt oder nit – da hocke die Weiber reihenweise halber nackert hinner de Fenschder. Da haschdu die freie Auswahl – blonde, rothaarige, dunkelhäutige, fette, dürre ..."

„Und? Was für eine hast du dir denn ausgesucht?", wollte jemand wissen.

Der große Floßherr lachte. „Oine? Glei drei von dene Schätzle henn i vernaschd, in oiner Nachd!"

Jetzt konnte sich Gerhard Wich nicht länger zurückhalten. „Die, wo die Goschn so weid aufreißen", rief er ziemlich heftig

dazwischen, „die hams velleichd nöedich. Die bringa nämlich kaan Floßbaum mehr hoch."

Faller, leicht irritiert durch die Unterbrechung, drehte sich ganz langsam um und musterte den Zwischenrufer mit einem verächtlichen Blick.

„Haschdu ebbis gsait – Leidenscheißer?"

Das war heftig und zudem völlig daneben. Wich spürte, wie ihm das Blut in den Kopf schoss. „Leidenscheißer"– so nannte man im Frankenwald scherzhaft die Bewohner der oberen Talgründe, die Förtschendorfer und die Steinwiesener etwa, wo die Täler so eng waren, dass neben dem Wohnhaus kein Platz mehr für den Abort blieb und die Toilettenhäuschen am Steilhang, also an der „Leite", errichtet werden mussten. In Unterrodach nahe der Stadt Kronach, wo er zu Hause war, gab es so etwas nicht; dort hatten die repräsentativen Bauten der wohlhabenden Floßherren sogar schon Toiletten mit Wasserspülung innerhalb des Hauses. Niemand durfte ihn einen „Leidenscheißer" nennen – schon gar nicht einer aus dem Schwarzwald.

Zum Glück hatte er aber im Laufe der Zeit genug schwäbische Schimpfwörter aufgeschnappt, mit denen er sich bei dem Schwarzwälder revanchieren konnte. „Du, bass fei Obachd, was du sochsd – Schoofsäggel[6]!"

Das saß. Der Ausdruck in Fallers Gesicht wechselte von amüsierter Arroganz zu kalter Wut. Er kam einen Schritt näher und stemmte die Fäuste in den Gürtel: „Hör mal, wenn du Streit suchst ..."

Der Franke blieb unbeeindruckt und musterte sein Gegenüber mit höhnischer Geringschätzung. Der Holzmichel trug eine massive Goldkette am rechten Handgelenk; zu allem Überfluss baumelte am linken Ohrläppchen ein kleiner Ring mit einem funkelnden Brillanten. Wich hatte wenig übrig für Männer, die

[6] Das Schimpfwort geht auf den schwäbisch-alemannischen Ausdruck für das Geschlechtsorgan des Schafsbocks zurück.

Schmuck trugen. Was sollte das? Zur Arbeit eines Flößers passte es schon gar nicht. Aber der Wolfacher wollte offensichtlich aller Welt zeigen, dass er es sich leisten konnte.

Die aggressive Stimmung zwischen den beiden sprang alsbald auf die Umgebung über. Unter den Männern, die eben noch fröhlich miteinander gescherzt hatten, bildeten sich im Nu zwei feindliche Lager. Schon flogen die Kraftausdrücke hin und her – „Hölbl", „Grummschdiefl" kam von der einen Seite; „Dalläpper", „Schlure" von der anderen. Schon gab es die ersten Rempeleien, und viel hätte nicht gefehlt, dass die verbalen Beleidigungen in eine handfeste Schlägerei umgeschlagen wären.

Bis der Wirt hinter dem Tresen mit seiner Donnerstimme dazwischenfuhr: „Augenblicklich ist jetzt Ruhe, sonst fliegt ihr allesamt hier raus! Das hier ist ein anständiges Wirtshaus!"

Jean-Baptiste Weckbacher, den alle Stammgäste nur „Schambes" nannten, war eine Respektsperson – anders hätte er sein Lokal gar nicht führen können. Als Mitbegründer und Aktiver des Kostheimer Athleten-Clubs konnte er, wenn es sein musste, auch mal kräftig hinlangen. Selbst die raubeinigsten Flößer wagten es nicht, sich mit ihm anzulegen. Mit seinem gefürchteten Würgegriff hatte er schon so manchen von ihnen an die frische Luft gesetzt, und es ging das Gerücht, dass er einmal einen besonders aufmüpfigen Gast kurzerhand in den Main geworfen hätte.

Auch dieses Mal verfehlte der dröhnende Bass des Wirtes seine Wirkung nicht. Die Spannung legte sich; selbst die größten Hitzköpfe brummelten nur noch leise vor sich hin. Der Holzmichel drehte sich achselzuckend um und zeigte seinem Widersacher die kalte Schulter, konnte sich aber einen frechen Spruch zum Abschluss nicht verkneifen. „Man muss Gott für alles danken – sogar für einen Oberfranken!", gab er von sich und erntete prompt schallendes Gelächter unter seinen Anhängern. Gerd Wich ballte die Faust in der Tasche.

Inzwischen waren zwei Herren am Eingang zur Gaststube erschienen, die nicht so recht in diese deftige Männerrunde zu passen schienen. Der Ältere war recht vornehm gekleidet, mit Stehkragen und dunklem Jackett, von der Figur her etwas rundlich und mit einem spärlichen Haarkranz rund um die Stirnglatze ausgestattet. Im Gegensatz dazu war der Jüngere spindeldürr und lang. Er wirkte unsicher und nervös; seine devote Haltung ließ unschwer erkennen, mit wem man es bei den Neuankömmlingen zu tun hatte: Hier kam ein respektabler Firmenchef mit seinem subalternen Angestellten.

Die beiden bahnten sich ihren Weg durch das Gedränge bis zur Theke, wo sie vom Wirt mit einer tiefen Verbeugung begrüßt wurden: „Ah, der Herr Direktor Nauth gibt uns auch mal wieder die Ehre! Was wünschen die Herren zu trinken?“

Balthasar Nauth runzelte die Stirn. Beim Schambes war er sich nie sicher, ob dessen Höflichkeit ehrlich gemeint war oder ironisch. „Geben Sie mir einen Schoppen Kostheimer Riesling – aber den guten vom Bott“, verlangte er, während sich sein Adlatus, der Kaufmannsgehilfe Leberecht Windling, bescheiden mit einem Glas Wasser begnügte.

Ein beinahe ehrfürchtiges Raunen ging durch den Saal. Der Name Nauth war den meisten ein Begriff, und die Flößer wussten, dass Leute wie er es waren, denen sie letztlich ihr einigermaßen erträgliches Auskommen verdankten. Solange die Mainzer Händler das Holz aus ihrer Heimat brauchten und bereit waren, dafür anständig zu zahlen, war alles in Ordnung.

Während der Wirt einschenkte, wandte sich Nauth dem Schwarzwälder Floßherren zu: „Herr Faller, gut, dass ich Sie hier noch antreffe. Ich hätte da etwas Geschäftliches mit Ihnen zu besprechen ...“ Er sah sich suchend um, in der Hoffnung, irgendwo ein ruhiges Eckchen zu finden, wo man einigermaßen ungestört miteinander reden konnte, aber es war aussichtslos. Alle Tische waren besetzt, und auch in den Gängen drängten sich die Gäste. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als mit dem Holzmichel am Tresen stehen zu bleiben

und dabei in Kauf zu nehmen, dass die Umstehenden mithören konnten.

„Ich komme gerade aus Holland“, erklärte er, wobei er sich mit seinem Taschentuch den Schweiß von der Stirn wischte. „Mein wichtigster Abnehmer dort erwartet im nächsten Frühjahr ein Bombengeschäft. Ich soll ihm noch vor Ostern das erste Rheinfloß nach Dordrecht bringen. Das bedeutet, dass ich bis Mitte März zusätzliche 2.000 Festmeter Holz hier in Mainz brauche. Wäre das für Sie zu schaffen?“

Horst Faller kratzte sich am Kopf. „Bis Mitte März? Das wäre aber e bissle arg zeitig. Sie wisset ja, dass erst ab Anfang März die Flößerei wieder erlaubt ist.“

„Ja, ja, ich weiß – es wäre eine echte Herausforderung. Deshalb soll sich die Sache für Sie auch lohnen.“

Nauth ergötzte sich einen Moment an der aufkeimenden Gier in den Augen des Schwarzwälders, dann legte er seine rechte Hand auf Fallers linke Schulter. „Ich mache Ihnen jetzt ein einmaliges Angebot, mein Bester. Wenn Sie rechtzeitig liefern, zahle ich Ihnen einen guten Preis. Einen Preis, der sich ausnahmsweise nicht am Mainzer Holzmarkt, sondern am Kurs der Amsterdamer Rohstoffbörse orientiert. Natürlich abzüglich der Transportkosten von Mainz nach Holland, die ich tragen muss. Na, was sagen Sie jetzt?“

Der Holzhändler hatte versucht, möglichst leise zu sprechen, aber er musste gegen den erneut aufbrandenden Lärm in der Gaststube ankämpfen, und Gerhard Wich, der direkt danebenstand, hatte jedes Wort verstanden. Er war verblüfft. Das war in der Tat ein ungewöhnliches Angebot – aber eines, das seiner Vorstellung von einem fairen Handel ziemlich nahekam. Die enorme Gewinnspanne der Mainzer Händler beim Verkauf der Ware in Holland hatte er schon immer als ungerecht empfunden, und er hatte sogar schon daran gedacht, ein eigenes Floß bis nach Holland zu bringen, um dort das Holz auf eigene Rechnung zu verkaufen. Aber ohne die Kontakte zu den einheimischen Händlern war das ziemlich aussichtslos.

Der Holzmichel dagegen reagierte völlig verständnislos. „Wie meinet Sie des jetzt mit dem Kurs der Amsterdamer Börse? Wie viel bekomme ich dann für den Festmeter?“, wollte er wissen.

„Das kann ich Ihnen jetzt natürlich noch nicht genau sagen, aber es ist zu erwarten, dass die Kurse im nächsten Jahr weiter steigen, sodass Sie auf jeden Fall ordentlich Profit machen werden.“

Wich konnte sich wieder einmal nicht beherrschen. Eigentlich ging ihn das Gespräch zwischen Nauth und Faller einen feuchten Kehricht an, aber dieser Angeber aus dem Schwarzwald war wirklich zu blöd. Es drängte ihn, ihm noch eines auszuwischen.

„Geben Sie sich keine Mühe, Herr Nauth, der kapiert das nicht“, quatschte er ungefragt dazwischen. Dann ließ er sich dazu herab, den Holzmichel schulmeisterlich zu belehren: „Der Kurs für Fundamentpfähle an der Amsterdamer Rohstoffbörse liegt derzeit bei elf Gulden pro Festmeter, das sind ungefähr 18 Mark. Bei den hiesigen Händlern haben wir in diesem Jahr 13 oder 14 Mark bekommen. Erfahrungsgemäß steigt der Amsterdamer Kurs im Frühjahr nochmal um mindestens zehn Prozent an. Rechne dir selbst aus, ob das für dich ein gutes Geschäft wird.“

Balthasar Nauth drehte sich erstaunt um. „Sie scheinen ja recht gut Bescheid zu wissen, Herr Wich.“

„Das gehört zu meinem Beruf, Herr Nauth.“

Faller aber war jetzt kurz davor, zu explodieren. „Wenn du so schlau bist, du Obergscheidle, dann liefer du doch im März dem Herrn Nauth sein Holz“, fauchte er.

„Mich hat ja keiner gefragt“, stellte der Franke fest.

Nauth zeigte sich überrascht. „Ja, würden Sie sich das denn tatsächlich zutrauen, Herr Wich? 2.000 Festmeter, das ist eine Menge. Ich meine – bei Ihnen ist doch der Winter immer ziemlich lang, und der Transport über den Main kostet viel Zeit ...“

„Es wäre machbar“, erwiderte Gerhard Wich, ohne lange zu überlegen.

Der Holzmichel lachte höhnisch. „Nie im Leben schaffst du das, Leidenscheißer! Bis ihr euch im Frankenwald endlich aus dem Schnee geschaufelt habt, blühen bei uns im Kinzigtal schon die Maiglöckle. – Herr Nauth, ich denke, da kommen wir ins Geschäft.“

Wieder spürte Wich, wie ihm sein heißes Blut zu Kopfe stieg. Etwas in seinem Hirn machte *klick*; die Vernunft war ausgeschaltet. Es gab nur noch eines, was zählte: Er durfte vor seinem Gegner nicht klein beigeben, nicht die geringste Schwäche zeigen. „Wetten, dass ich vor dir da bin?“, rief er.

„Wetten, dass du im März nicht mal bis Würzburg kommschd?“

Balthasar Nauth war dem Disput der beiden mit wachsendem Amüsement gefolgt. „Aber meine Herren“, versuchte er nun zu beschwichtigen, „warum denn so heftig? Sehen Sie das Ganze doch mal sportlich! Eine Wette – keine schlechte Idee.“

Er nahm einen Schluck aus seinem Schoppenglas und schmunzelte. „Was halten Sie davon, wenn ich Ihnen eine Wette anbiete? Ich wette, dass es keiner von Ihnen schafft, die nötige Menge Holz bis zum 15. März zu liefern. Sollte ich die Wette verlieren, zahle ich demjenigen, der als erster hier eintrifft, sagen wir ... achtzig Prozent des Amsterdamer Börsenpreises.“

„Neunzig!“, warf Wich sofort dazwischen.

„Aber lieber Herr Wich – ich muss doch auch leben! Ich muss den Schleppdampfer von Mainz nach Dordrecht bezahlen, die Versicherung, die Flößermannschaft ...“

„Das alles zusammen macht weniger als zehn Prozent des Warenwertes aus. Sie verdienen immer noch genug an dem Geschäft.“

„Wollen Sie mich ruinieren?“ Nauth zeigte sich zunehmend verärgert. „Schließlich muss ich auch meine Angestellten entlohnen und meine Familie ernähren. Herr Faller, was sagen Sie?“

Doch wenn der Holzhändler gehofft hatte, von dem Schwarzwälder Unterstützung zu bekommen, sah er sich getäuscht.

„Er hat recht“, stellte der Holzmichel fest. „Ihr Halsabschneider wollt uns doch ausquetschen, wo es nur geht.“

„Halsabschneider? Ich muss doch sehr bitten! Ich bin ein seriöser Geschäftsmann und mache Ihnen ein attraktives Angebot. – Also schön, ich werde ihnen noch ein Stück entgegenkommen. 82 Prozent vom Börsenpreis!“

„Achtundachtzig!“, verlangte der Franke.

Balthasar Nauth rollte mit den Augen. „Sie sind ein zäher Bursche, nicht wahr, Herr Wich? Ich sehe schon, mir bleibt nichts übrig – wir müssen uns in der Mitte treffen.“ Mijnheer Jongeneel hatte ihm einen Aufschlag von fünf Prozent auf den Börsenpreis zugesichert – da blieb immer noch eine ordentliche Marge für ihn. „85 Prozent – mein letztes Wort!“

„Und was kriegt derjenige, der als Zweiter ankommt?“, wollte Wich noch wissen.

„Da hören Sie’s!“, lachte Faller. „Er weiß jetzt schon, dass er keine Chance hat, das Großmaul!“

„Nun, der Zweite muss halt sehen, wie er sein Holz loswird“, stellte Nauth klar, ohne auf Fallers Bemerkung einzugehen. „Ich könnte mir vorstellen, dass einer meiner Händlerkollegen interessiert ist, die Ware aufzukaufen – dann allerdings zu den hiesigen Marktpreisen.“

Er griff erneut zu seinem Weinglas, trank bedächtig, wobei er die beiden Männer nicht aus den Augen ließ. Dann streckte er ihnen seine Hand entgegen.

„Na, was ist? Schlagen Sie ein, meine Herren! So eine Gelegenheit kommt so schnell nicht wieder!“

„Ich bin dabei!“ Gerhard Wich ergriff als Erster die ausgestreckte Hand des Händlers und drückte sie fest und entschlossen.

Klar, dass der Holzmichel da nicht zurückstehen konnte. „Ich natürlich auch, Herr Nauth!“

Der Holzhändler strahlte über sämtliche Backen. Die Sache lief ganz nach seinem Geschmack. Er war eine Wette eingegangen, bei der er im Grunde nur gewinnen konnte. Seine

Chancen, den Wunsch von Mijnheer Jongeneel nach einer ungewöhnlich frühen Lieferung erfüllen zu können, standen nicht schlecht. Gleich zwei erfahrene Floßherren aus den wichtigsten Waldgebieten würden miteinander wetteifern, das Holz rechtzeitig nach Mainz zu bringen. Beide würden ihr Bestes geben, um dieses Ziel zu erreichen; dessen war sich Balthasar Nauth sicher. Und wenn sie sich dennoch um ein paar Tage verspäten würden – umso besser für ihn. Er würde dann nur den niedrigeren Mainzer Marktpreis bezahlen und könnte trotzdem seine Verpflichtungen gegenüber den Holländern erfüllen, solange wenigstens einer der Flößer vor dem 22. März eintreffen würde.

„Wir müssen natürlich noch einen sauberen Vertrag abschließen und notariell beglaubigen lassen, damit es hinterher keine Missverständnisse gibt“, ergänzte er und wischte sich erneut die Schweißperlen von der Stirn. „Schließlich geht es um eine Menge Geld, meine Herren. Kommen Sie doch morgen früh um elf Uhr in mein Büro in der Lauterenstraße – Sie wissen ja, wo das ist.“ Und seinem Gehilfen gab er die Anweisung: „Windling, bestellen Sie bitte den Notar Hirschfeld für morgen Punkt neun Uhr zu mir. Falls er schon einen anderen Termin hat, muss er ihn halt verschieben. Sagen Sie ihm, es sei wichtig!“

„Wird erledigt, Herr Nauth!“ Leberecht Windling zog ein kleines Oktavheft hervor und machte sich eifrig Notizen.

Nachdem die ungewöhnliche Wette besiegelt war, hielt es Gerhard Wich nicht länger im Wirtshaus. Er wollte jetzt allein sein, um in Ruhe nachzudenken – um zu überlegen, wie er der Herausforderung, die er angenommen hatte, begegnen könnte. Mit einem Kopfnicken verabschiedete er sich von seiner Mannschaft, zahlte ordnungsgemäß seine Zeche und machte sich auf den Weg zurück zum Floßhafen.

Draußen in der frischen Abendluft, auf dem holprigen und schwach beleuchteten Weg entlang des Mainufers, kam schlag-

artig die Ernüchterung. Worauf hatte er sich da eingelassen? Der Holzmichel hatte ja recht – er hatte praktisch keine Chance. Wieder einmal hatte ihm sein hitziges Gemüt einen Streich gespielt und seinen Verstand außer Kraft gesetzt. Gegen jede Vernunft hatte er seinem Gegner die Stirn geboten, ohne die Konsequenzen zu bedenken.

Schon in der Schule war das so. „Gerhard, du bist so ein kluger Kopf", hatte der Lehrer mehr als einmal zu ihm gesagt. „Aber du musst lernen, dich zu beherrschen – auch wenn man dir Unrecht getan hat. Sonst tust du Dinge, die du hinterher bitter bereust."

Zum ersten Mal musste er sich den Spruch anhören, als er während des Unterrichts seinem Banknachbarn das volle Tintenfass übers Schönschreibheft gegossen hatte. Aber erst, nachdem der freche Bengel ihn mehrfach beim Schreiben geschubst hatte, sodass seine sorgfältig geschriebenen Zeilen mit hässlichen Strichen verunstaltet wurden. Der Lehrer hatte das Schubsen nicht bemerkt, aber das Tinten-Attentat brachte dem kleinen Gerd zwei Stunden im Karzer und hinterher noch eine Tracht Prügel von seinem Vater ein.

Dem Heranwachsenden wurde allmählich klar, dass er seine unbedachten Reaktionen irgendwie in den Griff bekommen musste. Denn er war stark und flink, stärker und flinker als die meisten seiner Altersgenossen, und kaum einer wagte es, sich mit ihm anzulegen. Andererseits hatte er kaum Freunde, weil alle seinen Zorn fürchteten. Manchmal fürchtete er sich vor sich selbst; er hatte eine unbestimmte Ahnung, dass er eines Tages in unbeherrschter Wut eine schlimme Tat vollbringen könnte, die sein ganzes Leben ruinieren würde.

Allmählich lernte er, sein heißes Blut unter Kontrolle zu bringen. Er ballte die Faust in der Tasche und ging erst mal auf Distanz, wenn ihn jemand reizte. Dabei machte er die erstaunliche Erfahrung, dass aus einer Aufwallung von blindem Hass schon nach kurzer Zeit ein sanftes Tröpfeln von Gleichgültigkeit, wenn nicht gar Mitleid werden konnte.

Es gelang nicht immer. Erst letztes Jahr hatte er einem anderen Floßherren aus dem Nachbardorf die Nase blutig geschlagen, nachdem dieser abfällige Bemerkungen über seine Schwester gemacht hatte. Hinterher hatten sie sich ausgesöhnt und waren seitdem die besten Freunde.

Und jetzt diese unmögliche Wette. Soweit er sich erinnern konnte, hatte noch niemand vor Anfang April ein Floß aus dem Frankenwald bis nach Mainz gebracht. Und ein einzelnes Floß würde nicht reichen. 2.000 Festmeter Holz – das waren fast 1.300 Baumstämme, die größtenteils noch gefällt, entastet, geschält, zu Tal gebracht und zu den Einbindeplätzen getriftet werden mussten. Selbst wenn alle Männer seines Dorfes über den Winter mithelfen würden, war das kaum zu schaffen. Wahrscheinlich musste er noch in den Nachbardörfern um Unterstützung bitten, in Steinwiesen oder Wallenfels zum Beispiel.

Schon im Februar, sobald die Witterung es zuließ, würden sie die Stämme zu *Böden* einbinden – so nannte man die schmalen Langholzflöße, die von einem einzelnen Mann gesteuert wurden. Mehr als hundert dieser Böden mussten anschließend die Rodach hinuntergebracht werden bis nach Schwürbitz, wo das Flüsschen in den Main mündet. Dort entstanden aus dem angelandeten Holz größere Einheiten, *Hallstädter Stück*[7] genannt und bis zu 75 Meter lang. Vor dem 1. März durfte keines dieser Flöße den Main unterhalb von Lichtenfels befahren, sonst gab es saftige Strafen. Aber gleich danach würde sich eine eindrucksvolle Flotte von zehn oder zwölf Hallstädtern in Bewegung setzen, und in der Nähe von Bamberg mussten sie ein weiteres Mal umgebaut werden, zu drei gewaltigen Mainflößen. Mit einem solchen Floß waren sie heute Abend hier in Kostheim gelandet.

---

[7] Benannt nach Hallstadt bei Bamberg; das lange der Zielort dieser speziellen Flöße war, bevor sie etwas weiter bis nach Bischberg an der Regnitz-Mündung fahren konnten.

Es lag jetzt direkt vor ihm, an schweren Eisenpollern festgezurrt – ein schwimmender Wald, Stamm an Stamm; eine zerfurchte rechteckige Fläche, deren Ende sich in der Dunkelheit verlor, 90 Meter lang und elf Meter breit. Für zwölf Tage war dieses Floß sein Zuhause gewesen. Reglos und unschuldig lag es jetzt da, und doch hatte sich das schwankende und eigenwillige Wasserfahrzeug auf seiner langen Reise mal träge und störrisch, mal flink und unberechenbar gezeigt. Mit Kraft und Geschick hatte die Mannschaft alle kritischen Situationen gemeistert.

Gerhard Wich sprang hinüber und betrat den Bretterverschlag in der Mitte mit dem charakteristischen Pultdach, der den Flößern Schutz vor Wind und Wetter bot und gleichzeitig als Schlafplatz, Küche und Lagerraum genutzt wurde. Er zündete eine Petroleumlampe an. Eine Truhe diente zur Aufbewahrung von Vorräten und wichtigen Dokumenten. Wich entnahm ihr ein Notizbuch, eine Landkarte und einen Bleistift, setzte sich an den roh zusammengezimmerten Tisch und begann zu schreiben. Er notierte die Namen von Waldbesitzern und Gemarkungen, schätzte die vorhandenen Lagerbestände und den möglichen Zuwachs im Winter ab. Sorgfältig kalkulierte er Arbeitslöhne, Transportkosten sowie verschiedene Gebühren. Er erstellte einen ersten groben Ablaufplan für das ganze Unternehmen und markierte mögliche Liegeplätze zusammen mit Kalenderdaten auf seiner Karte.

Wahrscheinlich hatte er ja wirklich keine Chance. Aber er war jedenfalls fest entschlossen, sie zu nutzen.

Unterdessen strebte die Stimmung im Gasthaus Engel ihrem Höhepunkt entgegen. Nachdem einer der beiden Hauptstreithähne das Lokal verlassen hatte, war der Holzmichel wieder unangefochten Herr der Lage und lästerte über seinen fränkischen Widersacher, der sich offenbar jetzt schon vor lauter Angst in die Hosen geschissen hatte und deshalb schnell nach Hause musste. Die Männer aus dem Frankenwald konterten mit ihrem

Schlachtruf: „Wer seid ihr?“ – „Die Flößer!“ – „Wo seid ihr?“ – „Dou!“ – „No lasst euch hören!“ – „Dunnerkeil!“

Balthasar Nauth stand mittendrin, hatte schon seinen zweiten Schoppen bestellt und war bester Laune. Er prostete der wilden Horde lachend und schwitzend zu und parierte schlagfertig ein paar allzu vorlaute Anspielungen auf die reichen Holzhändler.

An einem kleinen Tisch in der Ecke saß einer, den das bisherige Geschehen um ihn herum scheinbar unberührt gelassen hatte. Stoisch starrte er in sein Bierglas und gab allenfalls kurze, abweisende Antworten, wenn ihn jemand ansprach. Jetzt aber stand er auf und näherte sich der Theke.

„Schambes, mach mer noch e Bier“, verlangte er.

Weckbacher wies ihn schroff zurück: „Du krisst nix mehr, Pirat! Bezahl erst emol dei Schulde vom letzde Monat.“

Doch der Mann vor der Theke ließ sich nicht so schnell abspeisen. „Ich bin noch niemand was schuldig gebliwwe!“, brauste er auf. „Nächst’ Woch’, wenn ich von Holland zurück bin, krissde dei Geld!“

„Ja, ja – wer’s glaabt, werd seelisch.“

Ausgerechnet Leberecht Windling, der danebenstand, mischte sich jetzt ungefragt in den Disput ein. „Es stimmt – Herr Büttner gehört zu der Mannschaft, die morgen unser Floß nach Dordrecht begleitet“, verkündete er wichtigtuerisch.

„Da heersd’es“, ergänzte der durstige Gast.

„Nun zapfen Sie dem Mann schon sein Bier, damit er Ruhe gibt. Auf meine Rechnung!“ Balthasar Nauth zeigte sich großzügig.

Etwas widerwillig ließ der Wirt den Gerstensaft einlaufen. „Na schön, wenn Sie meinen, Herr Nauth ... aber verdient hat der’s nicht!“

Jakob Büttner hielt es nicht für nötig, sich bei dem Spender zu bedanken. Brummelnd zog er sich auf seinen Platz zurück. „Die halte mich für e arm Sau, die nix hat un nix kann“, sagte er zu seinem Tischnachbarn. „Aber ihr werdt euch all noch

wunnern. Ich hab vielleicht mehr im Säckel als ihr all middenanner."

„Ach, heer doch uff mit deine Sprüch', Pirat", bekam er zurück. „Wo hasde se dann versteckt, deine Reichtümer?"

„Des werd ich dir grad verrade! Ich sach nur: Da gibt's so einisches. Vielleicht kimmt sogar bald noch mehr dezu. Werst sehe: Eines Tag's bin ich so rischdisch reich – wie der da driwwe." Er machte eine Kopfbewegung in Richtung des Holzhändlers.

„Wenn du werklisch so reich bist, könnt'ste doch eischentlich emol eine Lokalrunde ausgewwe", stichelte sein Nachbar.

„Peifedeckel!", brummte Büttner. „Von mir krischt ihr nix!" Er starrte düsteren Blickes in sein Bierglas und versank wieder in vieldeutigem Schweigen.

Jakob Büttner, in ganz Kostheim unter dem Spitznamen „Pirat" bekannt, war eine Erscheinung, die einem unvorbereiteten Fremden schon ein wenig Furcht einflößen konnte. Der Mann war nicht sehr groß, aber kräftig gebaut. Sein krauses dunkles Haar und der ungepflegte Vollbart umrahmten ein finsteres, von Narben zerfurchtes und von der Sonne gegerbtes Gesicht. Das Eigentümliche an ihm aber waren seine Augen. Denn während das linke ständig umherschweifte und wachsam die Umgebung abtastete, als wolle es eine unbekannte Bedrohung entdecken, blickte das andere starr und unbeweglich geradeaus. Das alleine war schon irritierend genug, doch bei näherem Hinsehen fiel eine weitere Merkwürdigkeit auf: Während das lebendige Auge, dem Typus seines Trägers entsprechend, ein verwaschenes Grünbraun zeigte, kontrastierte das rechte in einem leuchtenden Hellblau. Spätestens jetzt wurde dem Gegenüber schlagartig klar, dass es sich dabei um ein künstliches Auge handeln musste.

Seinen Spitznamen hatte er allerdings schon vor etlichen Jahren erhalten, als er das Glasauge noch gar nicht hatte. Eines Tages nämlich war er nach längerer Abwesenheit nach Kostheim zurückgekehrt – mit einer schwarzen Augenklappe im Gesicht, die ein hässliches Loch verdeckte: die Stelle, wo früher mal der rechte Augapfel gesessen hatte. Jetzt sah er tatsächlich aus wie ein berüchtigter Seeräuber aus einem billigen Abenteuerroman.

Es war nicht ratsam, Jakob Büttner nach der Ursache seiner Verletzung zu fragen – er konnte dann sehr ungehalten werden. „Das geht dich einen Scheißdreck an", war noch das Harmloseste, was der Fragesteller zu hören bekam. Jedoch erzählte er gelegentlich, wenn er gut aufgelegt war, bereitwillig und von sich aus wilde Geschichten über das Geschehen in immer neuen Versionen, denen nur eines gemeinsam war: derjenige, der ihm das angetan hatte, habe hinterher noch viel schlimmer ausgesehen.

Trotz allem – Büttner war ein erfahrener Flößer, der meist im Auftrag der Mainzer Holzhändler unterwegs war. Den Rhein und auch den Untermain kannte er sozusagen wie seine Westentasche – wenngleich das Bild nicht ganz passend war, denn eine Weste hatte er nie besessen. Seit ewigen Zeiten lief er sommers wie winters mit der gleichen verschlissenen braunen Strickjacke herum.

Vor zwei Jahren, nachdem er mal wieder ein Rheinfloß nach Dordrecht gebracht hatte, schlenderte er durch die engen Gassen des geschäftigen Städtchens und blieb vor einem Schaufenster in der Wijnstraat stehen, in dem allerlei merkwürdige medizinische Utensilien ausgestellt waren: künstliche Gliedmaßen, verschiedene Gebisse, spezielle Brillen, Hörrohre und andere Prothesen. In einer Porzellanschale entdeckte er ein blaues Glasauge, das ihn herausfordernd anzublicken schien.

Er betrat den Laden und zeigte dem Inhaber seine Verletzung. Der gab sich als *Dokter in de Geneeskunde* aus und versicherte, das künstliche Auge problemlos und nahezu schmerzfrei einsetzen zu können, und zwar so geschickt, dass niemand den Unterschied zu einem richtigen Auge bemerken würde. In der Tat war die Operation nach einer Stunde glück-

lich überstanden. Büttner hatte sich schnell an den Fremdkörper in seinem Gesicht gewöhnt, und da er selten in den Spiegel schaute, störte ihn der farbliche Unterschied zu seinem gesunden Sehorgan nicht. Er warf die Augenklappe weg und hoffte, dass die ständigen Hänseleien über sein Aussehen jetzt aufhören würden. Doch sein Spitzname blieb an ihm hängen.

„So, Leute, Feierabend! Polizeistunde! Trinkt eure Gläser aus, und dann ab mit euch – aber leise!“

Weckbachers Bass dröhnte durch den Saal, und das laute, schrille Stimmengewirr erstickte allmählich in einem diffusen, unwilligen Gemurmel, als die Gäste sich nach und nach erhoben und dem Ausgang zustrebten.

Balthasar Nauth zog seine Taschenuhr hervor. „Na, für mich wird's jetzt auch Zeit! Morgen steht uns ein anstrengender Tag bevor! Herr Wirt, schnell noch ein Piffchen[8], und dann zahle ich.“

Er wandte sich dem Schwarzwälder Floßherren zu: „Gute Nacht, Herr Faller! Wir sehen uns dann morgen um elf in meinem Büro!“

„Ach, Herr Nauth“, bat der Holzmichel, „hätten Sie vielleicht noch einen Platz in Ihrer Kutsche frei, und könnten Sie mich ein Stück mitnehmen? Ich habe nämlich noch eine Verabredung in Mainz.“

Der Holzhändler war erstaunt. „Was, so spät noch? Wo wollen Sie denn hin?“

Faller grinste etwas einfältig und flüsterte ihm ins Ohr: „Unter uns - ich habe ein Rendezvous mit einer Dame. Wenn Sie mich vielleicht in der Nähe vom Holzturm absetzen könnten ...“

„Ach so!“, lachte Nauth. „Sie wollen in die Kappelhofgasse, Sie Schwerenöter! Sagen Sie's doch gleich! Doch nicht etwa zu der Gaultier? Eine Mainzer Institution, sage ich Ihnen! Bei der habe ich damals als Primaner meine Unschuld verloren. Aber

[8] Ein kleines Glas Wein (0,1 Liter), das man gerne als „Absacker“ trinkt.

passen Sie ein bisschen auf – da kann man sich ganz schnell eine recht unangenehme Krankheit einfangen.“

Das Kappelhofgässchen in der Mainzer Altstadt war eng und ziemlich dunkel – was durchaus von Vorteil war, denn die späten Besucher, die dort aufkreuzten, wollten meist nicht gesehen oder erkannt werden, wenn sie mit hochgeschlagenem Mantelkragen und tief in die Stirn gezogenem Hut ihrem Ziel entgegenstrebten. Eine Reihe alter und schmalgiebeliger Fachwerkhäuser gab es da, durch große aufgemalte Hausnummern und rote Laternen gekennzeichnet. Eigentümerin dieser Gebäude war, wie bei nahezu allen Liegenschaften im Schatten des Domes, die heilige katholische Kirche, vertreten durch das Bischöfliche Ordinariat. Die geistlichen Herren hatten beileibe kein schlechtes Gewissen, wenn sie Monat für Monat den nicht unerheblichen Pachtzins kassierten und somit am anrüchigen Geschäft kräftig mitverdienten. Denn schräg gegenüber lag das Haus Maria Frieden, bereits unter Kurfürst Johann Philipp von Schönborn als „Verwahr- und Erziehungsanstalt für Mädchen und Frauen von liederlichem Lebenswandel“ eingerichtet und ebenfalls im Besitz des Bistums. Das Sündengeld floss direkt in die Kasse der frommen Marienschwestern, wurde dadurch gewissermaßen reingewaschen, und die weiblichen Insassen der Anstalt profitierten in doppelter Hinsicht von ihren unzüchtigen Nachbarn: Sie bekamen immer satt zu essen, und wenn sie aus ihren vergitterten Fenstern ins Gässchen schauten, hatten sie anschaulich vor Augen, welches Schicksal ihnen blühte, wenn sie sich nicht von Grund auf besserten.

Horst Michael Faller betrat das Haus mit der Nummer drei und stieg die schmale, mit rotem Plüschteppich belegte Treppe hinauf in den „Salon“, ausgestattet mit einer kümmerlichen Zimmerpalme, einem Trichtergrammophon und abgewetzten Sesseln, in denen sich die halbnackten Attraktionen des Hauses zur Wahl stellten. Die Leiterin des Etablissements kam aus ihrem Boudoir nebenan und begrüßte ihren freigiebigen und

zahlungskräftigen Stammgast überschwänglich mit Küsschen links, Küsschen rechts. „Ah, Monsieur Olzmichel – wieder mal in Mayence? Bienvenue, mon amie! Ein Fläschchen Schampus wie immer?“

Madame Gaultier, deren Name von den Mainzern hartnäckig „Gaul-Tier“ ausgesprochen wurde, war eine Dame reiferen Alters, mit opulentem Schmuck behängt, übertrieben geschminkt und in der grellen Eleganz einer Pariser *Grande Cocotte* gekleidet.

Der Holzmichel ließ seinen Blick durch den Raum schweifen; flüchtig musterte er das halbe Dutzend Schönheiten um ihn herum. Die Blonde mit dem Lockenköpfchen sah zwar süß aus, war aber für seinen Geschmack zu mager. Er bevorzugte eher die prallen, üppigen Formen. Die beiden Dunkelhaarigen, die sich auf dem Sofa räkelten und ohne ersichtlichen Grund ständig vor sich hin kicherten, waren schon besser, aber wahrscheinlich zu albern und wenig einfühlsam.

Am besten gefiel ihm die Rothaarige mit den langen Beinen und einem recht freizügigen Dekolleté. Er zwinkerte ihr zu, und schon kurze Zeit danach kam die junge Frau herüber, mit einer Flasche Sekt und drei Gläsern bewaffnet. Faller ließ den Korken knallen und schenkte ihr, der Chefin und sich selbst ein. Sie prosteten sich zu.

„Ich heiße Susanne“, lispelte die Rothaarige. „Du darfst mich Susi nennen. Stimmt es, dass du ein Flößer bist? So ein richtig starker, wilder Kerl?“ Sie warf ihm einen verheißungsvollen Blick zu und begann, seinen Rücken zu kraulen.

Faller wusste nicht so recht, warum er ausgerechnet in diesem Moment an den Leidenscheißer aus dem Frankenwald denken musste und an dessen unverschämte Bemerkung: Der kriegt keinen Floßbaum mehr hoch.

„Monsieur Olzmichel ist kein gewöhnlicher Flößer“, korrigierte Madame Gaultier. „Ihm ge-ört der albe Fôret Noir. Also sei ein bisschen nett zu ihm!“

Susi gab sich alle Mühe. Ihre Finger wühlten sich durch seine Haare und unter den Hemdkragen.

„Oh – was für ein wunderschöner Ring“, entfuhr es ihr, als sie Fallers Ohrenschmuck entdeckte. „Schenkst du mir den, wenn ich ganz lieb zu dir bin?“

„Des goht nit, Schätzle – der isch eigwachse!“, entgegnete Faller missmutig. „Da müschd du mir ja es Ohrläpple abreiße. Aber wenn i wieder emol nach Holland komm, bring i dir vielleicht was Schönes mit.“

Die Frau schmiegte sich jetzt noch enger an ihn; er konnte den Druck ihrer warmen, weichen Brüste fühlen. „Los, komm mit nach oben in meine Kammer“, flüsterte sie in sein Ohr. „Wir machen es uns ein bisschen gemütlich.“

„Noi – wart noch e bissle ...“ Der Holzmichel machte sich frei, goss noch einmal aus der Sektflasche nach und nahm einen tiefen Schluck. Was war denn los mit ihm? Normalerweise hätte er nach diesem Auftakt seine Erregung kaum noch unter Kontrolle halten können, aber heute war es wie verhext – in seiner Hose rührte sich nichts.

Madame Gaultier sah ihn von der Seite an. Mit ihrer jahrzehntelangen Erfahrung spürte sie sofort, dass ihr Gast ein Problem hatte.

„Gefällt dir die Susi nicht? – Chantal, komm mal her. Kannst du unseren Freund ein bisschen in Stimmung bringen?“

Doch weder die kesse Chantal noch die kichernde Lisa und erst recht nicht die dürre Frieda waren in der Lage, den Floßbaum zum Leben zu erwecken. Es schien, als habe sein fränkischer Widersacher Fallers Männlichkeit mit einem bösen Fluch belegt.

„Aber das ist doch nicht weiter schlimm – das kann jedem mal passieren“, versuchte die Gaultier zu trösten. „Weißt du – wir machen uns jetzt einfach mal einen netten Abend und plaudern ein wenig miteinander. Bestellst du uns noch was zu trinken?“

Der Holzmichel ließ sich nicht lumpen. Er bestellte und bezahlte für die gesamte Belegschaft noch zwei weitere Flaschen Sekt sowie zwei Flaschen Süßwein von zweifelhafter Herkunft. Allerdings mussten die Damen jetzt auf seine Gesellschaft ver-

zichten. Er verabschiedete sich ein wenig überhastet und stürmte hinaus.

Seine Wut auf den Leidenscheißer wuchs von Minute zu Minute, als er durch menschenleere, von trüben Gaslaternen spärlich erleuchtete Straßen irrte. Aber er würde es ihm heimzahlen, so viel stand fest. Spätestens im nächsten Frühjahr würde er ihn zum Gespött im ganzen Land machen. Überall, wo Holz geschlagen, geflözt, gehandelt und bearbeitet wurde, draußen in den abgelegenen Wäldern, in den Dörfern und Städten längs der Flüsse, den Rhein hinunter bis nach Holland – überall würden die Leute über ihn reden und ihn auslachen; dieses Großmaul aus dem Frankenwald, der es gewagt hatte, den legendären Holzmichel herauszufordern, obwohl er wusste, dass er keine Chance hatte.

„Du elender Dreggsbolla – Halbdaggl – du krommbohrds Arschloch", fluchte er laut in die Nacht hinein. Danach fühlte er sich besser.

Zum Weiterlesen
erhalten Sie **„Das Wettrennen der Fichtenstämme"**
im Handel und direkt beim Verlag: www.rr-verlag.de

Dank und Anerkennung

Ich danke dem Vorsitzenden des Floßvereins Unterrodach, Herrn Friedrich Fricke, sowie seinen Vereinskollegen im dortigen Flößermuseum für die freundliche Unterstützung.

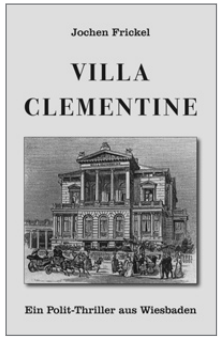
Bei Eva Malcharek bedanke ich mich für die Übersetzung der Dialoge in die oberfränkische Mundart; ebenso bei Gilbert Knecht für die Hinweise zur Seligenstädter Stadtgeschichte.

Heinz Hillesheimer hat den größten Teil des Manuskripts kritisch gelesen und zahlreiche Fehler und Unstimmigkeiten entdeckt – auch dafür herzlichen Dank.

Entschuldigen muss ich mich posthum bei Carl Zuckmayer, Umberto Eco und Thomas Mann, von denen ich einige Zitate beinahe wörtlich übernommen habe, ohne diese Textstellen besonders zu kennzeichnen. Dies möge bitte nicht als Plagiat verstanden werden, sondern als Zeichen meiner Verehrung für drei bedeutende Ikonen der Literaturgeschichte, die mir stets Vorbild waren.

Bischofsheim, im Februar 2022
Jochen Frickel

Die ersten beiden Fälle von Paul Hartmann



Der „Prinzenraub“ von 1888 neu erzählt

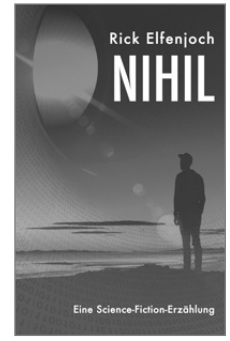
Jochen Frickel:
Villa Clementine
Ein Polit-Thriller aus Wiesbaden
ISBN 978-3-943580-24-2
Auch als E-Book erhältlich

Aus der großen Zeit der Rheinschiffsmühlen

Jochen Frickel:
Die Kraft des Stromes
Historischer Heimatkrimi
ISBN 978-3-943580-16-7
Auch als E-Book erhältlich

Roland Reischl Verlag

Von Rick Elfenjoch im rrv erschienen



Der schmale Grat der Digitalisierung

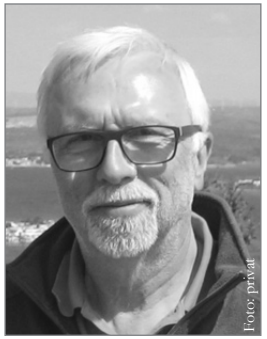
Rick Elfenjoch:
NIHIL
Eine Science-Fiction-Erzählung
ISBN 978-3-943580-35-8
Auch als E-Book erhältlich

25. Oktober 2039: Rick Elfenjochs namenloser Protagonist wacht auf und stellt fest, dass sein Chip nicht funktioniert. Plötzlich ist nichts mehr, wie es mal war. „Dieses kleine unschuldige Bit entscheidet über deine digitale Existenz“, erläutert Allmech. „Eine Eins bedeutet: Du lebst. Eine Null dagegen: Du bist nicht mehr existent, ein Nichts: nihil.“

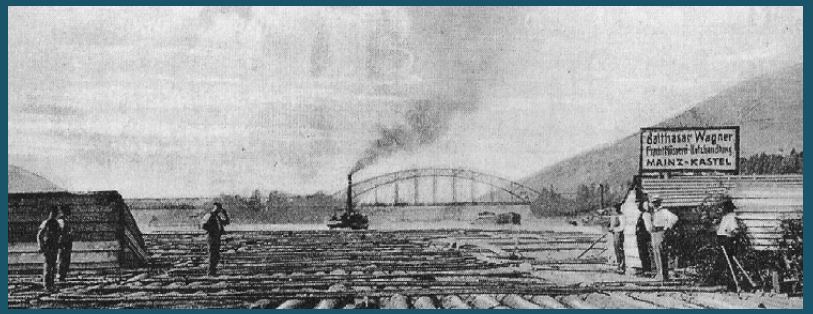
Das Pseudonym Rick Elfenjoch steht für Jochen Frickel, der NIHIL zunächst nur als E-Book und im Selbstverlag veröffentlichte, „um die Reaktionen aus meinem Umfeld abzuwarten“. Nach den überwiegend positiven Rückmeldungen entschloss er sich, auch dieses Werk über den rrv einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich zu machen.

www.rr-verlag.de

Der Autor



Jochen Frickel, Jahrgang 1946, lebt in Bischofsheim bei Mainz und bezeichnet sich gerne scherzhaft als „Deutschlands ältesten Nachwuchsautor“.
In seinem früherem Berufsleben als IT-Spezialist hatte er wenig Zeit, seinen Hobbys zu frönen. Erst nach dem Eintritt in den Ruhestand fand er genug Muße, um sich ausgiebig mit der Geschichte seiner Heimat zu befassen, wobei er schwerpunktmäßig die technologischen und sozialen Umbrüche des 19. Jahrhunderts im Blick hat. *Webseite: www.frickel-net.de*



„Ich wette, keiner von Ihnen schafft es, mir bis Mitte März 2.000 Festmeter Holländerstämme zu liefern!“ – Balthasar Nauth, Holzhändler aus Mainz, weiß sehr wohl, dass es so gut wie unmöglich ist, eine solche Menge so früh im Jahr herbeizuschaffen. Wenn überhaupt, gelingt das nur den Schwarzwäldern. Doch als der Wolfacher Horst Faller zögert und Gerhard Wich aus Oberfranken großspurig einspringen will, kommt dem Geschäftsmann bei seiner Wette die Rivalität der Flößer gerade recht.

Trotz aller Widrigkeiten schafft es Wich, drei große Mainflöße beizeiten auf den Weg zu bringen. Kurz vor dem Ziel scheint der junge und ehrgeizige Floßherr jedoch vom Glück verlassen: Unerwartete und mysteriöse Zwischenfälle bringen seinen engen Zeitplan durcheinander. Als eine Leiche aus dem Main auftaucht, tritt Kommissär Paul Hartmann in Aktion.

„Knisternde Spannung mit Lokalkolorit.“
Rüsselsheimer Echo

Roland Reischl Verlag
15,00 Euro [D]
ISBN 978-3-943580-43-3
9 783943 580433